

Es gilt das gesprochene Wort!

*Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck*

**Vortrag des Katholischen Militärbischofs für die Deutsche Bundeswehr bei der  
56. Gesamtkonferenz der katholischen Militärgeistlichen,  
Pastoralreferentinnen / Pastoralreferenten,  
Berlin, Mittwoch, 19. Oktober 2011**

**„ Zur Zukunft der Militärseelsorge“**

---

Verehrte Mitbrüder im Priester- und Diakonenamt,  
verehrte Schwestern und Brüder in den pastoralen Diensten der Kirche,  
liebe Militärgeistliche, liebe Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten,  
verehrte Gäste,

I.

Die diesjährige 56. Gesamtkonferenz der katholischen Militärgeistlichen, Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten ist die erste, die unter meiner Gesamtleitung als Ihr neuer Katholischer Militärbischof für die Deutsche Bundeswehr steht. Nach meiner Ernennung am 24. Februar 2011 durch den Heiligen Vater Papst Benedikt XVI. und meiner Einführung in mein neues Amt am 6. Mai 2011, konnte ich, eingedenk meiner weiteren Aufgaben als Diözesanbischof von Essen und als Verantwortlicher der Deutschen Bischöfe für die Aktion Adveniat, deren 50-Jahr-Feier wir in der vergangenen Woche begangen haben, schon viele von Ihnen kennen lernen, regelmäßig im Katholischen Militärbischofsamt in Berlin sein, an verschiedenen Veranstaltungen teilnehmen und mit wichtigen Gesprächspartnern aus dem Leben der Politik und des Militärs zusammentreffen. Ebenfalls konnte ich schon meinen ersten Truppenbesuch in Afghanistan machen, der mir ein besonderes Anliegen war.

Heute ist mir als Thema eine mit meinem Auftrag und Amt als Bischof verbundene Perspektive vorgegeben, nämlich zur Zukunft der Militärseelsorge zu sprechen, eingedenk des Titels, der über unserer 56. Gesamtkonferenz steht, nämlich: „Den Wandel gestalten“. Die nun bald öffentliche Strukturreform der Bundeswehr und die Reduzierung ihres Personalumfangs auf 185.000 Soldatinnen und Soldaten, wird auch für uns Konsequenzen haben, zu denen ich jetzt konkret noch nichts zum Ausdruck bringen kann, die aber auf allen

Ebenen der Militärseelsorge - angefangen von den Militärfarrämtern bis hin zu den Dekanaten und auch zur Kurie des Katholischen Militärbischofs - von Bedeutung sein wird. Wichtig ist dabei, besonders auch die Arbeit mit allen Laienkräften zu erwähnen, seien es die Pfarrgemeinderäte, die Dekanatsarbeitskonferenzen, der Katholikenrat oder die Gemeinschaft der katholischen Soldatinnen und Soldaten. Aufgrund der Entwicklung der Zahlen der geistlichen Berufungen und Berufe, d. h. der Priester und Diakone wie auch der pastoralen Laiendienste als Pastoralreferentin und Pastoralreferent, bewegt die Erfahrung, dass wir alle weniger werden. Von hierher gilt es für mich erst recht, die Wirklichkeit aktiv agierend und nicht reagierend zu gestalten. Am bedeutsamsten ist in diesem Zusammenhang die für mich seelsorglich bestimmte Perspektive, dass der Militärseelsorger als Geistlicher und die Militärseelsorgerin und der Militärseelsorger als Pastoralreferentin und Pastoralreferent vor Ort präsent ist, um die Kirche als Ansprechpartner, als Gestalter und als Ort der Seelsorge erfahrbar zu machen. Dabei ist mir schon in meinen ersten Gesprächen in den letzten Monaten deutlich geworden, dass die Situation in der Militärseelsorge genau der entspricht, die ich auch als Bischof von Essen im Ruhrgebiet und im Märkischen Sauerland vorfinde, d. h. wir haben die Seelsorge zu gestalten in Wandlungsprozessen, die viele Ungleichzeitigkeiten mit sich bringen: Von weniger werdenden klassisch sozialisierten Katholiken zu den am Rand Stehenden, den Suchenden und den ganz Abständigen, den Säkularisierten und auch den Postsäkularen finden wir alles vor. Immer wieder aber kommt mir zugleich ein ungeheures Potential an Suche nach Gott, nach der Mitte des Lebens und nach einer Hoffnung, die dem Leben Gestalt geben kann, entgegen.

Nach diesen ersten Vorbemerkungen möchte ich mich nun konkret der Frage nach der Zukunft der Militärseelsorge stellen, indem ich in einem zweiten Teil den besonderen Bezug zur kirchlichen Lage in Deutschland und anschließend im dritten Teil zur Heiligen Schrift den Horizont herstelle, auf deren Hintergrund ich vorsichtig Perspektiven für die Seelsorge entwickeln möchte. Daran schließen sich im vierten Teil einige Hinweise zur Haltung des Seelsorgers und zu Schwerpunkten der Pastoral und den damit gegebenen zentralen Aufgabenfeldern aus der Perspektive des Militärbischofs an. Es geht dann um das Qualifikationsprofil der Militärggeistlichen, der Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten in der Militärseelsorge und es gibt sehr kurze Hinweise zum Strategieprozess, den wir beginnen werden. Im fünften Teil geht es um die öffentliche Rolle des Militärbischofs und aller Militärggeistlichen wie Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten, die an ihrem jeweiligen Ort die Frage der katholischen Friedensethik in den Streitkräften zu profilieren haben. Dies

betrifft im sechsten Teil vor allem ein Bedenken der Militärseelsorge im Schnittfeld von kirchlichem Auftrag und Recht sowie staatlichem Rechtskreis, aber auch Konkretionen, wie sie sich an dem Papier der Deutschen Bischöfe zum Terrorismus klar aufzeigen lassen. Darauf folgt im siebten Teil der Abschluss.

Ich eröffne nun den Reigen meiner Gedanken und entwickle sie von einer kurzen Analyse der derzeitigen Lage der Kirche in Deutschland her und der Botschaft der Heiligen Schrift, vor allen Dingen des hl. Paulus.

## II.

Wer von der Situation der Kirche spricht, darf und muss zuerst davon reden, wer wir als Kirche sind, nämlich die mit dem Glauben und der Lebendigkeit des Glaubenszeugnisses vieler Beschenkte, die in der Gemeinschaft der einen Kirche das Evangelium weitersagen und von der Zusage leben können, dass Seine Botschaft in der Lebenswelt allen Menschen gehört. Das erste ist also der Zuspruch der Gnade, die Gott uns schenkt und die in Jesus Christus ihr Gesicht erhalten hat. Dies ist immer und überall das zuerst zu Sagende, wenn wir von Kirche reden: Sie ist das Gefäß, das durch die Zeiten in der Kraft des Heiligen Geistes die Botschaft des Evangeliums, also das Evangelium selber, das in der Person Jesu Christi vor uns tritt, verkündet, bezeugt, in den Sakramenten feiert, in der Leitung der Kirche darstellt und in der Verkündigung aller Art in die Herzen der Menschen einsenken will.

Beschenkt mit dieser Wirklichkeit sind wir zugleich herausgefordert, dies in neuen Zeiten zu tun, die von vielen Übergängen gekennzeichnet sind. Darum sind wir alle Spurensucher und Pfadfinder. Wir sind herausgefordert zu einem Abenteuer von Kirche, die sich, sei es in unseren Diözesen oder auch in der Militärseelsorge, dem Lebensgefühl fast aller Menschen neu stellt, nämlich Kirche in postsäkularer Welt und radikaler Diaspora zu sein. Dabei ist Letztere in manchen Teilen unseres Landes, wie in den Seelen, durchzogen von vielen volkskirchlichen Elementen und davon wesentlich getragen. Wir leben in Übergängen und damit in Spannungen mit Horizonten, die das Leben nicht leicht machen, weil sie gefühlsmäßig und intellektuell anstrengend und herausfordernd sind. Was ich als Bischof von Essen kurz nach meiner Einführung als Ruhrbischof gesagt habe, kann ich hier wiederholen: Die Welt der Kirche ist zu Ende, die sich in der einfachen Abfolge der Begriffe von „ein Gott, ein Papst, ein Bischof, ein Pastor und eine Herde“ beschreiben ließ und in analoger Weise auch die Welt der katholischen Militärseelsorge bestimmt hat. Die neue Welt, in der das

Wesentliche der Definition zwar Bestand hat, ist aufgrund des Pluralismus auf dem Markt der Möglichkeiten und im Vielerlei der Lebensentwürfe und Gefühlswelten der Menschen im Blick auf die Kirche in die Suchbewegung eines neuen Stils gekommen, von dem wir in diesen Jahren in Deutschland vielfältige Zeugnisse erhalten. Wir befinden uns in einer nicht einfachen Lage. Viele stammen mehr oder weniger, - selbst wenn sie die Umbrüche der 1968er Jahre und der nachfolgenden Jahrzehnte bewusst mitgemacht und gestaltet haben, bzw. ihnen sehr zustimmen -, eher aus der eben etwas holzschnittartig beschriebenen Welt. Davon wirklich Abschied zu nehmen, ist, so mein Eindruck, in der Militärseelsorge schon mehr geglückt als in vielen Bereichen unserer Diözesen, bleibt aber ein herausforderndes Unterfangen. Es gilt darum, immer wieder Trauerarbeit zu leisten, was eben auch bedeutet, nicht immer nur nach neuen Stellen zu rufen oder sich auf sein in vielfacher Weise privates Leben zurückzuziehen, sondern die herausforderungsvolle Aufgabe der Arbeit und neuer seelsorglicher Wege anzugehen. Denn die Positionierung des Glaubens in der Welt der vielen Perspektiven, in der wir als katholische Kirche mit der einen Perspektive des Dreifaltigen Gottes und der einen Kirche hervortreten, ist nicht leicht zu leisten, aber spannend und lohnend. So finden wir uns heute in der Dynamik einer neuen Werdegeschichte der Kirche wieder, ähnlich derjenigen, die in der Apostelgeschichte und in der Missionstätigkeit des hl. Paulus hervortritt.

Darum möchte ich an dieser Stelle, um den aufgerissenen Horizont zu sortieren und theologisch einzuordnen, einige Perspektiven des hl. Paulus als jungen Missionar der Kirche beschreiben, um dann an einigen Punkten konkret zu benennen, wo und in welcher Haltung ich der Überzeugung bin, dass wir in Zukunft Kirche unter den Soldatinnen und Soldaten sind und sein können.

### III.

Das Neue Testament verkündet Jesus Christus als Mensch gewordenen Sohn Gottes und zugleich als den Gekreuzigten und Auferstandenen. Es erzählt auf faszinierende Weise den Weg der Verbreitung seines Evangeliums von Jerusalem über Judäa und Samaria bis an die Grenzen der Erde (vgl. Apg 1,8). Dieser Weg war ausgesprochen mühselig, wie die Zeugnisse der Apostelgeschichte es zeigen. Die frühe Kirche sah sich von Anbeginn an vor einer Fülle von Problemen, Konstellationen und Herausforderungen gestellt. Immer wieder waren die Christen, so schreibt Paulus, Fremde in dieser Welt, also solche ohne Bürgerrecht (vgl. Eph 2,19). Gesellschaftliche Anfeindungen und politische Verfolgung galt es zu überstehen,

zugleich gab es einen großen Klärungsbedarf nach innen. Um eine eigene Identität herauszubilden wie auch zu bewahren, kam es sowohl darauf an, Synkretismen zu entdecken und Verfälschungen des Evangeliums abzuwehren, als auch den Anspruch auf die universale, eben weltweite Ausrichtung und den Geltungsanspruch der Botschaft des Evangeliums zum Leuchten zu bringen. Konkret hieß dies, das Evangelium und die Botschaft Jesu Christi aus seiner palästinensisch-jüdischen Heimat in die Geisteswelt des griechisch-römischen Hellenismus zu übersetzen, damit es dort heimisch werden konnte. Für diesen Vorgang benutzen heute einige das Stichwort „Inkulturation“.

Die entscheidende Aufgabe der urchristlichen Missionare war es, den Adressaten ihrer Verkündigung von deren eigenen Voraussetzungen her und in der jeweiligen eigenen Sprache einen Zugang zum Evangelium zu eröffnen. Das Pfingstereignis als Wunder des Heiligen Geistes ist in der Komposition des zweiten Kapitels der Apostelgeschichte der Beweis, dass dieser Übersetzungsprozess gelingen konnte. Maßgeblich war an dieser Beschreibung sicherlich, eine leicht triumphalistisch anmutende Schilderung jener Erfolgsgeschichte zu verfassen, die dem Evangelium schließlich den Weg nach Rom ebnete, in das Zentrum der damaligen Welt und Macht. Umgekehrt weiß die Apostelgeschichte aber sehr wohl, dass die beachtlichen Missionserfolge der jungen Kirche nicht selbstverständlich waren. Paulus zieht am Ende seiner großen Missionsreise nach seiner Predigt kritisch Bilanz (vgl. Apg 2,18-35), indem er zwar von der Gnade Gottes, von der Führung durch den Heiligen Geist und vom Glauben an Jesus Christus spricht. Die Rede ist aber auch von seinem schweren Dienst, den er verrichtet, von den Pflichten, die er zu erfüllen hatte, und von den unendlichen Kraftanstrengungen und Mühen und der nur schwer zu erreichenden Nachhaltigkeit, die seine Verkündigung begleitet. Die Apostelgeschichte in der theologischen Deutung des Lukas zeigt uns, umgangssprachlich formuliert: „Von nichts kommt nichts!“. Die reiche Ernte der Missionsanstrengung der jungen Kirche setzt eine sehr engagierte Arbeit und viel Gottvertrauen voraus. Zugleich zeigt Paulus, wie sehr er immer wieder um den rechten Weg und die richtige Art der Verkündigung besorgt ist. Er bleibt ein wandlungsfähiger Verkündiger des Evangeliums.

Ein hilfreiches Bild für diese Haltung und diesen Weg des Paulus und der frühen Kirche findet sich im ersten Korintherbrief. Dort beschreibt Paulus die Kirche als einen großen Bau. Er bezieht sich dabei jedoch mehr auf die Baustelle als auf das fertig gestellte Haus der

Kirche<sup>1</sup>. Die Kirche als Bau hat zwar ihre Fertigstellung längst begonnen, aber eben noch nicht in der Gestalt eines vollendeten Gebäudes beendet. Somit kommen Dynamik und Energie ins Spiel. Entsprechend werden die Getauften von der Kraft des Geistes zu Mitarbeitern Gottes (vgl. 1Kor 3,9), denn sie sollen helfen, den Bau zu vollenden. Schließlich wurden alle, so Paulus, in den Leib Christi, die Kirche, hineingetauft und mit dem einen Geist getränkt (vgl. 1Kor 12,13), sodass sie mit der ihnen zuteil gewordenen „Offenbarung des Geistes“ (vgl. 1Kor 12,7) anderen Menschen durch ihre vielfältigen Gaben nützen können. Das ist anstrengend; das verschweigt der Apostel nicht. Er sagt aber auch nicht, dass es sich nicht lohnt. Es folgen im 1. Korintherbrief interessanterweise einige bemerkenswerte apostolische Qualitätskriterien für das Tun der Mission. Paulus vergleicht alle, die mittun, mit Läufern im Stadion (vgl. 1Kor 9,24) – die Mannschaftssportart Fußball und andere gab es damals noch nicht. Den Sieg, den alle Sportler gern davontragen, will Paulus gerade nicht so gedeutet wissen, dass nur einige Wenige ihn gewinnen werden. Paulus geht es vielmehr darum, die Christen und die Gesendeten aller Zeiten zu ermutigen, Glaube, Hoffnung und Liebe mit der Ernsthaftigkeit, Willenskraft und Anstrengung derer zu leben, die im Wettkampf den Sieg davontragen wollen. Die Sinnspitze des paulinischen Vergleichs zielt also auf Motivation zum Glauben und darin zum Dienst am Aufbau der Kirche. Paulus will selber nicht derjenige sein, der ziellos sein eigenes Tun als einen Wettkampf zur eigenen Ehre im Stadion begreift, sondern als ein Mitbauen am Haus Gottes. Er sieht sich eingesetzt auf der Baustelle Gottes, gefordert durch Zielstrebigkeit und Genauigkeit, durch Disziplin und Konzentration, durch die Maximen der Klugheit und der Besonnenheit (vgl. 1Kor 9,26 ff). Das Bild, das Paulus von der Mitarbeit in der Kirche und vom Aufbau des Hauses Gottes, also der Kirche, zeichnet, trägt verschiedene Dimensionen in sich. Es geht um stetige Bauarbeit und darum, Kriterien festzulegen, die über die Qualität der Arbeit entscheiden. Das Fundament des Baus der Kirche liegt in Christus und - allein von ihm und seiner Sendung her – in den Aposteln. Alle, die danach kommen, bauen gewissenhaft weiter. Dieses Weiterbauen, das mit der Tätigkeit der Boten des Evangeliums, aber auch mit vielen anderen Charismenträgern verbunden ist, legt Paulus in die Hände der nachfolgenden Generationen, die ihr Handeln selbst zu verantworten haben. Ihnen gilt der Fingerzeig des Apostels, dass sie auf die Art und Weise, d. h. auf die Qualität des Weiterbaus selbst zu achten hätten. Aufbau, Statik und Qualität des Baus entscheiden sich aber am Fundament, das Christus

---

<sup>1</sup> Zum Ganzen vgl. Overbeck, Franz-Josef, Beschenkt und Herausgefordert. Zu den Dimensionen des Lebens als Kirche im Bistum Essen. Vortrag am Tag der Priester und Diakone im Bistum Essen 2010, in: Dokumente Bistum Essen 01/2010, S. 7-11.

selbst ist. Alles kommt darauf an, ob das, womit weitergebaut wird, Bestand hat oder nicht. Was Bestand hat, entscheidet sich wiederum an seiner Entsprechung zum Fundament. In 1 Korinther 3,11 schreibt Paulus sehr deutlich, warum das Weiterbauen nicht der Beliebigkeit überlassen und preisgegeben werden kann. Die ein für alle mal gelegten Fundamente stehen fest und können nicht eingerissen oder verändert werden, weil sie niemals Ergebnis der privaten Anstrengungen des Apostels sind, sondern zum Werk Jesu Christi selbst gehören.

Nachdem die Grundlagen des Bauens am Hause Gottes, der Kirche, gekennzeichnet sind, fragt Paulus nach dem „Wie“ des Weiterbauens. Es geht ihm immer wieder um Qualität und Beständigkeit sowie um die Fähigkeit zur Unterscheidung der Geister. Es geht ihm darum, das rechte Baumaterial zu wählen, das Untaugliche auszumustern, die Bautechniken zu verbessern. Im Zuge dieses Weiterbauens werden die Boten des Evangeliums besonders in die Pflicht genommen. Eine Perspektive ist dabei besonders tröstlich, weil sie daran erinnert, dass das Urteil über die Bauleute nicht den Menschen zukommt, sondern dem Gericht Gottes überlassen ist. Gott selbst bringt die Qualität des Weiterbauens ans Licht und prüft seinen Bestand. Paulus hält daran fest, dass es ihm zum gegenwärtigen Zeitpunkt unmöglich ist, ein definitives Urteil über Wert und Qualität der Verkündiger des Evangeliums zu sprechen (vgl. 1 Kor 3,13-15). Denken wir an den Propheten Maleachi, der erinnert, dass dieses Gericht Gottes im Feuer geschieht, so wird begreifbar, warum Paulus das Bild der göttlichen Schmelzprüfung zum Erweis von Beständigkeit und Tauglichkeit der Aufbauarbeiten der Kirche benutzt. Am Ende dieser Überlegungen wendet sich Paulus den möglichen Ergebnissen dieser Feuerprobe zu (vg. 1 Kor 3,15), durchaus eingedenk der Grauzonen des Lebens. Er fordert, um der Echtheit des Evangeliums willen, ein ständiges Ringen der Mitarbeiter um den rechten Weg. Es zeigt sich, wie sehr Paulus das Leben der Kirche als Mitbauen am Haus Gottes begreift und die Verkündiger des Evangeliums zu größter Wachsamkeit und zu immer wieder neu zu erringenden Wegen ihrer Verkündigung als Wurzelwerk ihres Tuns motivieren will. Es geht ihm um die Größe christlicher Verheißung, die um die Dynamik der Kraft und Liebe Gottes weiß, die jeder menschlichen Anstrengung vorausgeht.

An diesen knapp gezeichneten Wegmarken des Paulus wird deutlich, wie sehr beim Mitbauen am Haus Gottes, der Kirche, Form und Inhalt zusammengehören. Die äußere Gestalt und die innere Struktur der Kirche in all ihren Dimensionen hängen streng voneinander ab und können in ihrem Wechselspiel nur miteinander begriffen werden. Es gibt heute in allen

Bereichen solche, die denken, eine äußere Struktur müsse im Nachhinein geistlich wie innerlich gefüllt werden, oder umgekehrt: kenne man nur die geistliche innere Struktur, dann würde sich das Äußere schon von allein ergeben. Gerade aus theologischem Grund wissen wir, dass Form und Inhalt immer auf bestimmte Weise zueinander gehören. Wir sehen dies besonders an der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus. Gott bleibt keine Idee, sondern wird Mensch, d. h. Gottes Liebe kommt auf menschliche Weise als Mensch zu uns, damit wir sie ergreifen können, unsere Herzen umgewandelt werden und wir auf diese Weise leben können. So ist es auch mit der Kirche, die in jeder Zeit und in jeder neuen geschichtlichen Herausforderung in einem ständigen Wechselspiel zwischen formalen und inhaltlichen Aspekten ihre Gestalt findet und „Kirche in der Welt von heute“ werden muss. Was Paulus und die junge Kirche in einem inspirierten Prozess der Übersetzung des Evangeliums aus seiner palästinensisch-jüdischen Verwurzelung in die römisch-hellenistische Kultur vollbringen konnten, ist der Kirche durch alle Zeiten aufgetragen. In der Apostelgeschichte und der Missionstätigkeit des Paulus wird konkret praktisch/sichtbar: Form und Inhalt, Gestalt der Kirche und das Evangelium durchdringen einander in den jeweiligen Zeitumständen, die ihnen gegeben sind.

Ein Weiteres möchte ich hinzufügen: Um am Bau Gottes, der Kirche, d. h. unter diesen Bedingungen in der Seelsorge mitzuwirken, möchte ich - unter der Rücksicht, dass ich uns momentan in weiten Teilen Deutschlands als eine „Kirche im Volk mit volkshirchlichen Elementen“ verstehe - darauf hinweisen, dass wir alle vor der lastenden Aufgabe stehen, die Ohnmacht zu bewältigen, mit der Freiheitsentscheidung der Menschen, den Glauben anzunehmen und Kirche zu leben, angemessen umzugehen und diesem einen geistlichen Ort zu geben. Der Preis der Freiheit ist hoch, den wir nicht nur unter politischer, sondern auch unter geistlicher wie menschlicher Rücksicht in allen Bereichen erleben und der sich besonders in der Kirchlichkeit der Christen, die zur katholischen Kirche gehören, ausdrückt. So, wie ihn alle Menschen im persönlichen wie im öffentlichen Leben bezahlen, so tun auch wir es im kirchlichen. Die Flexibilität, Mobilität und das Leben der allermeisten Menschen in den unterschiedlichen privaten und beruflichen Lebensräumen zeigen sich auch im Vollzug der Religion, der bei den meisten eben als nur *ein* Segment des Lebensvollzuges verstanden wird. Somit sind wir darauf hingewiesen, dass die Kirche heute aus Menschen und mit Menschen gebaut wird, die auf neue Weise legitim kirchliche Heimatrechte als Menschen der Freiheit suchen und finden wollen. Gleichzeitig muss diese Freiheit jedoch die Verantwortung in sich schließen, die sich in jeder Entscheidung, die ein Mensch treffen muss, verbirgt. Für



alle in der Seelsorge Tätigen bedeutet dies, die Ohnmacht auszuhalten, dass Menschen in Freiheit zum Angebot des Glaubens und Lebens mit der Kirche „Nein“ sagen, ihm nur temporär zustimmen, sehr wachsam, aber dabei abständig bleiben, auch wenn alles getan worden ist, ihnen das Leben im Glauben und mit der Kirche schmackhaft zu machen. Gleichzeitig sind die großen Herausforderungen, vor denen viele Soldatinnen und Soldaten und ihre Familien unter heutigen Bedingungen stehen, dazu geeignet, die existentiellen Fragen des Lebens offener als früher zu bedenken und sich für die Botschaft des Glaubens zu öffnen. Damit ist jedoch noch gar keine Entscheidung darüber gefällt, dass sie auch den Weg zur Kirche und damit zum Glauben der Kirche von innen her beständig gingen und dabei blieben. Weil es eben Gott ist, der zum Menschen durch die Kirche spricht, ist es der Mensch, der sich in Freiheit und Verantwortung dazu verhält und entscheidet (vgl. Vaticanum II, Dei Verbum 2 und Lumen Gentium 1).

Was heißt dies nun für diejenigen, die in der Militärseelsorge tätig sind und für ihre Perspektiven der Pastoral?

#### IV.

Die postsäkulare Situation, die ich gerade in Auseinandersetzung mit der Missionstätigkeit des Paulus und der Beschreibung der Lebenswirklichkeit der Kirche in Deutschland kurz und oft auch nur holzschnittartig zu kennzeichnen versucht habe, ist auch in die Seele der meisten von uns eingedrungen. Es bedeutet, dass Sie, die Sie die Seelsorge im Namen von Militärbischof und Kirche wahrnehmen, die Kirche am Arbeitsplatz der Soldatinnen und Soldaten, also mitten in ihrer Lebenswelt präsent halten müssen. Für jeden von uns bedeutet dies, nach der Maßgabe des ihm Möglichen und Zugebilligten, Mut zur Wirklichkeit zu haben.

Die Menschen an ihrem Arbeitsplatz aufzusuchen, bei ihnen zu sein, vor allen Dingen durch die Kommunikation mit ihnen ins Gespräch zu kommen, ist, so scheint es mir, eines der wichtigsten Aufgaben, die Sie haben. Gleiches gilt ebenso für die Nähe zu den Familienangehörigen und den anderen, die in der Welt der Bundeswehr von Bedeutung sind. Für Sie persönlich bin ich der Überzeugung, dass es eine der größten geistlichen Herausforderungen ist und auch eine der Feuerproben, von denen Paulus beim Aufbau des Hauses Gottes gesprochen hat, einen geistlichen Weg zu gehen, „die Wirklichkeit zu lieben“. Das ist nicht nur ein Prozess, der sich der äußeren Gestalt der Kirche annimmt, sondern zugleich ein Prozess, der nach innen geht und Wandlungen in uns selbst provoziert. Wer sich

auf Dauer nicht dieser inneren Wandlung stellt, wird es schwer haben. Ich sage dies auch bewusst als der immer noch jüngste Bischof, der selbst einen wesentlichen Teil seiner religiösen Genese in einer Welt solcher Umbrüche erfahren hat und sie heute mit größter Radikalität erlebt. Darum ist die größte Herausforderung für uns alle von geistlicher Natur und besteht darin, diese Wirklichkeit liebend zu leben, d. h. sich der Gegenwart zu stellen und nicht in ein „Es müsste, es könnte, es sollte!“ zu flüchten. Nur in einer solchen Haltung wird es gelingen, das Bisherige mit großer Treue weiter zu tragen und zugleich auf die Spurensuche nach dem zu gehen, was uns mit vielen Menschen verbindet, die oft eher am Rande, aber mit großer Neugier, ja mit einer oft nicht formulierten, aber vorhandenen Gottsuche bei uns sind und mit uns den Weg gehen wollen. Ein solches Leben kostet viel Kraft, nicht zuletzt, weil wir es mit der Wirklichkeit in Deutschland, in Europa und in der Welt zu tun haben, die sich durch einen hohen gesellschaftlichen Differenzierungsgrad auszeichnet. Bei vielen Gelegenheiten habe ich in den letzten Jahren in diesem Zusammenhang oft von der so genannten „radikalen Diaspora“ gesprochen, die auf uns zukommt und die wir zum Teil auch schon real leben. Dann sind wir gerufen „Kirche im Volk mit volkskirchlichen Elementen“ zu sein, mitten am Arbeitsplatz der Soldatinnen und Soldaten.

Damit engstens verbunden ist das Gebet als Grundvollzug unseres Menschseins und Christseins, weil es für uns Christen zur Bestimmung unseres Menschseins gehört. In dichtester und realster Form erleben wir dies in den Sakramenten, in denen Gott sich selbst gibt, um dem Menschen auf seinem Weg zu Gott nicht nur mit sich selbst - wie in der Eucharistie - zu beschenken, sondern - wie in Taufe und Firmung - in der Kraft des Geistes zum Glied des Volkes Gottes zu machen. In den Bedrängnissen des Lebens, wo Sünde und Schuld, Sterben und Tod regieren, stärken und heilen die Feiern des Bußsakramentes und der Krankensalbung. Im Sakrament der Ehe werden Mann und Frau in ihrer Gemeinschaft Sinnbild der Liebe Christi zur Kirche. Schließlich sind alle die unter Ihnen, die eine Weihe empfangen haben, in der Radikalität ihrer Sendung, die von den Aposteln auf uns gekommen ist, diejenigen, die personal bezeugen, dass Christus der Herr der Kirche ist und in uns als er selbst gegenwärtig sein will, da er die Kirche leitet und zum Ziel führt. Die Sakramente sind eine Hochform des Gebetes, mehr noch: der Bitte. Mit diesen sind wir immer wieder beschenkt und nehmen mit den vielen anderen Formen des Betens nichtsakramentaler Art, die das alltägliche Leben unzähliger Menschen durchzieht, an der Gemeinschaft vieler Menschen teil, die wie wir, wenn auch auf andere Weise, beten. Wir rühren hier an einen Kern unseres

Selbstverständnisses, der, wenn auch in verschiedener Weise, uns alle betrifft, seien es die Geweihten oder auch die durch den Bischof in einen pastoralen Laiendienst Gesandten. In jedem unserer alltäglichen Arbeitsvollzüge muss spürbar werden, dass wir in unserem Selbstvollzug als Betende vor den Menschen und mit ihnen den Weg gehen, weil wir sie in ihrer Gottsuche als Bittende, Begleitende, Hörende und Aufbauende stärken dürfen und können.

Verbunden damit ist die Erfahrung, dass Beten Heimat schenkt. Das regelmäßige Gebet, sei es das Stundengebet für die Diakone, Priester und den Bischof, sei es die Heilige Messe am Sonntag, aber auch - je öfter desto besser - an den Werktagen regelmäßig gefeiert, die regelmäßigen Besuche von Gotteshäusern und Orten der Stille zeigen, wie wir auf eine innere und innerliche Weise des Mitbauens am Bau der Kirche mitwirken. Das Beten verändert auf Dauer den Bezug zur Kirche als Heimat. Das miteinander Beten und das fürbittende Gebet ist von großer Bedeutung, gerade angesichts der Soldatinnen und Soldaten im Einsatz und ihrer Familien, für die wir mit unserem Beten (neben aller menschlichen Nähe und Sorge um sie) einstehen können. Hinweisen möchte ich darum darauf, dass das Gebet Stellvertretung ist – als ein Gebet der Gemeinschaft, das uns fragt, ob wir oft genug für andere und an ihrer statt beten, weil sie entweder keine Worte finden und/oder keine Zeit haben, es schlicht vergessen haben oder sich darauf verlassen, dass wir es tun. Diese Form des Betens ist ein kleines, aber ein sehr wichtiges Zeichen für eine tragende Form des Kircheseins, das zur Sozialgestalt des Christseins gehört. Wir alle sind, bis hin zu Glaubensgesprächen, durch das Gebet geformte Christen, die hören, die schweigen und einander das im Glauben Erfahrene mitteilen können. Schließlich gehört in diesen Bereich auch die Frage, ob wir genügend Mut haben, bei den vielen Veranstaltungen, die unser kirchliches Leben prägen, zu beten. Wie viel leichter scheint es doch zu sein, eine Dienstbesprechung, eine Sitzung usw. auch über mehrere Stunden lang an den Sachfragen entlang zu bewältigen. Ich will das eine nicht gegen das andere ausspielen, jedoch im Sinne einer Kultur des Gebetes neu zu fragen geben, wie wir es im Sinne einer geistlichen Stilbildung in der Kirche mit dem Beten halten.

Einhergeht damit der Sinn für die eigene Weiterentwicklung und Reifung. Keiner ist mit seiner Ausbildung an ein Ende gekommen, sondern eigentlich erst an den Anfang eines spannenden Abenteuers, einer weiteren beruflichen Reife gelangt. Darum halte ich es für uns alle, und für Sie in Ihren alltäglichen Bezügen besonders, für notwendig, dass Sie sich weiterbilden und fortbilden. Das betrifft sowohl Ihre Fähigkeit, zeitgenössisch wahrzunehmen

und zu verinnerlichen, was in Wirtschaft, Politik und Kultur im Gange ist, als auch im kirchlichen, theologischen wie geistlichen Bereich nicht stehen zu bleiben und gar auf dem irgendwann erreichten Status der Ausbildung zu verharren. Gerade weil Seelsorge Menschen Sorge ist und damit Menschen meint, die in unserer pluralen Welt oft hochspezialisiert leben und arbeiten müssen, ist es für uns von größter Bedeutung, dass wir natürlicherweise nicht alles können brauchen und sollen, aber das, was wir tun, gut zu machen haben. Wir sind als Generalisten im Glauben Menschen, die auf der Höhe der Zeit stehen. Dies wird für jeden von uns Unterschiedliches bedeuten, aber ohne Fortbildung und ohne eine damit einhergehende Disziplin wird es nicht gehen. Das weiß ich aus unseren Diözesen, das sehe ich in der Militärseelsorge. Gerade bei den vielen ethischen Problemen, auf die ich gleich noch zu sprechen kommen werde, sehe ich, dass Fortbildung unbedingt nötig ist. Das gilt auch wegen des in ökumenischer Verbundenheit zu erteilenden lebenskundlichen Unterrichts. Sowohl im Blick auf die Ökumene als auch im Blick auf die im lebenskundlichen Unterricht versprochenen Perspektiven und Fragen, kann nicht das einmal Erarbeitete und Erlernte immer weitergeführt werden, ohne nicht ständig neu aufgearbeitet zu werden und somit durch Fortbildung Erweiterung zu erfahren. In diesen weiten Bereich gehört für mich auch vieles von dem, was Sie viel besser kennen als ich, nämlich was es bedeutet, Soldatinnen und Soldaten in den Einsätzen im Ausland zu begleiten. Die dafür nötigen Kenntnisse ihrer Seelenlage von den psychologischen Voraussetzungen, von ihrer alltäglichen Arbeit und den damit einhergehenden politischen wie militärischen und anderen Perspektiven, bedürfen von unserer Seite aus immer wieder eines wachen Fragens und wacher Fortbildung.

Von hier aus sage ich ein kurzes Wort zu den Seelsorgekonzepten, die aber ab morgen unter dem Stichwort des Programms der diesjährigen Gesamtkonferenz beim Strategieprozess der katholischen Militärseelsorger „Den Wandel gestalten. Kirche unter Soldaten. Mit Profil in die Zukunft“ zu Wort kommen werden. Es wird darum gehen, in den veränderten Rahmenbedingungen in der Neuausrichtung der Militärseelsorge nicht auf einzelne Aspekte mit einem kurzfristigen Zeithorizont zuerst einzugehen, also hinsichtlich von Strukturanpassungen innerhalb der nächsten zwei bis drei Jahre den Schwerpunkt zu legen und sich zu beschränken, sondern die gesamte Wirklichkeit der Militärseelsorge ins Auge zu fassen und eine mittel- bis langfristige Perspektive zu entwickeln. Dies gilt für unser Selbstverständnis, für die Adressaten und Empfänger der Seelsorge, für die angebotenen Aktivitäten, Strukturen und Prozesse. Alles gehört auf den Prüfstand! Darum ist es Ziel des Strategieprozesses, der in diesen Tagen für unsere Militärseelsorge beginnt, eine

Verständigung über die grundlegenden Prinzipien der Militärseelsorge in den nächsten fünf bis zehn Jahren herbeizuführen und die damit verknüpften strategischen Ziele zu verbreiten, aus denen dann Handlungskonzepte zur operativen Umsetzung abgeleitet werden können. Vorarbeiten der Sinusstudie können dabei sicherlich, im Sinne des klassischen Dreischrittes „Sehen, Urteilen, Handeln“, für den Prozess des Sehens von großer Bedeutung sein. Für den Prozess des Urteilens ist es mir wichtig, dass neben den Führungs- und Fachkräften des Militärbischofsamtes, der Gremien und der Militärgeistlichen wie Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten, die Akteure vor Ort, also die Adressaten und die Bundeswehr als Institution mit einbezogen werden. So wird ein formaler Projektplan am Ende für das kommende Jahr diese Herausforderungen zu bewältigen versuchen und gleichzeitig formulieren, dass wir nach folgender Einsicht vorgehen: „Wir werden nicht tun, was wir tun sollten; wir werden nicht tun, was wir tun müssten; wir werden tun, was wir tun können.“, also hoffende Realisten und die Wirklichkeit Liebende sein. Konkret wird dabei ein Schwerpunkt auf der Seelsorgearbeit in den Einsätzen liegen. Ein zweiter Schwerpunkt wird in der Begleitung der Familienangehörigen und der Soldatinnen und Soldaten in Deutschland liegen, ein weiterer Schwerpunkt in der Gestaltung der ökumenisch zu verantwortenden Arbeit im lebenskundlichen Unterricht in enger Absprache mit den entsprechenden Organen und Institutionen der Bundeswehr. Schließlich wird viertens ein Schwerpunkt liegen müssen auf der Weiterqualifikation hinsichtlich der schwierigen friedensethischen Herausforderungen, vor denen wir stehen. Von Bedeutung bleibt schließlich die Art und Weise der Feier unserer Gottesdienste und der, oft sehr diskret wahrgenommenen Caritas wie auch einer meiner Hauptaufmerksamkeitspunkte im diözesanen Bereich, nämlich die Erwachsenenkatechese. Die vielen jungen Soldatinnen und Soldaten wie auch die in anderen Generationen, die als Gottsuchende und als Menschen in der Bewältigung hoher Herausforderungen zu uns kommen, brauchen auskunftsfähige und zugleich in einfacher Sprache redende Geistliche und Seelsorger wie Seelsorgerinnen, die die Botschaft des Glaubens mit den Lebensfragen der Menschen so verbinden können, dass das eine das andere befruchtet und allen zu leben und zu glauben hilft. Gleichzeitig wird dabei sicherlich auch die Art und Weise der Arbeit auf dem Prüfstand stehen, da eine zahlenmäßig verkleinerte Bundeswehr auch in der Betreuung der verschiedenen Seelsorgestandorte vor neue Herausforderungen stellt, auf die wir antworten müssen. Ich kann dies alles hier nur als Problemhorizont aufreißen, um daran zu erinnern, was zu tun ist. Lösungen kenne ich heute noch nicht. Ermutigen möchte ich aber auch, die Erfahrungen der Zivilgesellschaft und in der

professionellen Arbeit in der Bundeswehr wahrzunehmen und von daher zu lernen. Dies kann für uns in allen Bereichen sehr hilfreich sein.

V.

Da es um die Zukunft der Militärseelsorge geht, möchte ich in einem kurzen, abschließenden Teil daran erinnern, dass der Katholische Militärbischof Repräsentant der kirchlichen Friedensethik in den Streitkräften ist und von daher immer wieder Beiträge zur friedensethischen Orientierung der sicherheitspolitischen Diskussionen erbringt. Schon bei meiner Predigt anlässlich meiner öffentlichen Einführung in mein neues Amt habe ich am 6. Mai 2011 auf den Text der deutschen Bischöfe „Gerechter Friede“ hingewiesen. Die daraus zu entwickelnden Perspektiven sind heute von großer Bedeutung. Sie haben sich, gerade angesichts des von uns deutschen Bischöfen mit Datum vom 5. September 2011 herausgegebenen Papiers „Terrorismus als ethische Herausforderung Menschenwürde und Menschenrechte“, bewährt. Die Veränderung der Weltlage hat gezeigt, wie sehr wir darauf angewiesen sind, die zu treffenden Entscheidungen auf dem schmal zu begehenden Grad zwischen berechtigten Erwartungen an ein präventives Handeln der Sicherheitsorgane zur Abwehr von Terrorismus auf der einen Seite und eine Einschränkung oder sogar Entleerung der individuellen Freiheitsrechte, auf deren Schutz der Staat verpflichtet ist, auf der anderen Seite einzugehen<sup>2</sup>. Eine friedens- und rechtsethische Bewertung muss davon ausgehen, dass gerade in diesem Feld ein ausgefeiltes Gesamtkonzept zu erwarten ist, das grundsätzlich den Gewinn der friedensethischen Reflexionen der letzten Jahrzehnte innerhalb der Kirche mit einbezieht. Dabei geht es um eine freiheitliche Gesellschaft, die in Auseinandersetzungen mit militanten Gegnern ihren Ort finden muss. Es geht um eine neue Form von Weltverantwortung im Rahmen internationaler Gemeinschaft und ihrer Beziehungen, die gemeinsam zum Abbau von Spannungen und zum Aufbau von gegenseitigem Vertrauen beitragen soll. Und es geht darum, angesichts der gegenwärtigen Entwicklungen, die Weiterentwicklung vieler Staaten dieser Erde so zu begleiten, dass in ihnen gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Verhältnisse heranreifen, die dem Extremismus und Terrorismus den Nährboden entziehen. Wir, die katholische Kirche, nehmen dabei das Recht in Anspruch, alle politischen Angelegenheiten einer sittlichen Beurteilung zu unterstellen, wenn es die Grundrechte der menschlichen Person verlangen (vgl. Vat. II, Gaudium et spes 76). Darum haben wir mit dem Wort „Gerechter Frieden“ ein friedensethisches Konzept

---

<sup>2</sup> vgl. Die deutschen Bischöfe, Terrorismus als ethische Herausforderung. Menschenwürde und Menschenrechte, Nr. 94, Bonn 2011, S. 17 ff.

vorgelegt, dass einen grundlegenden Orientierungsrahmen für die Friedenspolitik in der Zeit nach dem Ende des kalten Krieges liefern wollte. Das Paradigma eines gerechten Friedens dient dazu, uns besonders auch den grundsätzlichen Fragen der innerstaatlichen und völkerrechtlichen Ordnungsarchitektur zuzuwenden. Dabei muss es besonders um den Schutz der Menschenwürde in allen Bereichen gehen. Darum ist Gewaltprävention als vorrangige ethische Verpflichtung zu verstehen, die unter kritischen Fragestellungen zu bewerten ist, ob nämlich terroristische Gewaltbereitschaft aus gesellschaftlichen und politischen Missständen entstanden ist, der abgeholfen werden kann, ob bei allen angewandten Maßnahmen ihre mögliche Kontraproduktivität ernsthaft geprüft wurde, die das zu bekämpfende Übel des Terrorismus noch zu steigern drohen und ob unvermeidliche, aber nicht beabsichtigte Folgen auch bedacht sind. Daraus folgt, dass wegen des Spannungsverhältnisses zwischen freiheitlich demokratischer Verfassungsordnung und des Interesses an einem Schutz dieser Ordnung durch unter Umständen weit reichende Sicherheitsvorkehrungen, der Schutz der Menschenwürde und die Garantie der Menschenrechte gewährt bleiben, für deren universale Geltung die Kirche einzutreten hat. Von hier eröffnen sich auch die Felder der Bestimmung von Freiheit und Sicherheit, die durch eine Rechtsstaatlichkeit gewährleistet werden müssen, die sich zugleich als eine Solidaritätsstruktur zeigt. Daraus ergeben sich Grenzen legitimer Gewaltanwendung, womit wir dann im Bereich der konkreten Anwendungsfelder angelangt wären, die wiederum in den Beratungszusammenhang fallen, für den wir, von Seiten der Kirche, in unseren unterschiedlichen Verantwortungsfeldern zuständig sind. Hier also ist ein Feld benannt, an dem in der pluralen Deutungswelt der Politik die Stimme der Kirche zu Gehör kommen muss. Sie zu vertreten verlangt eine Persönlichkeit, die sich ihrer jeweiligen Verantwortung bewusst ist und darum müht, mit Kompetenz die entsprechenden Begründungszusammenhänge darzulegen, die sich gleichzeitig im menschlichen und geistlichen als christlich geprägt erweisen und von daher als Stimme der Kirche verstehen. Was das konkret bedeutet, ist im Rahmen unseres Strategieprozesses hinsichtlich dieser friedensethischen wie politischen Themen genau zu bestimmen, damit meine Ausführungen kein Abstraktum bleiben, sondern in den konkreten Alltag führen.

## VI.

Von ähnlicher großer Bedeutung und mit praktischen Folgen behaftet, ist das Verstehen des Verhältnisses von Kirche und Staat. Bei strikter Trennung der Angelegenheiten der Kirche und des Staates mit ihren jeweiligen rechtlichen Ordnungen, gibt es doch die „res mixtae“, zu denen unter anderem die Militärseelsorge gehört, aber auch das Schulwesen etc. Die

Diskussionen um dieses Verhältnis werden, dessen bin ich mir sicher, in den kommenden Monaten und Jahren lebhafter werden. Umso wichtiger ist es, in diesem Zusammenhang Klarheit zu bewahren. Papst Benedikt XVI. hat in seiner Rede im Freiburger Konzerthaus am Ende seiner Apostolischen Reise in Deutschland, am 25. September 2011, von der „Entweltlichung“ der Kirche gesprochen und sich damit auf einen Begriff bezogen, der aus der Theologie des evangelischen Theologen Rudolf Bultmann stammt. Der Zusammenhang, in dem dieser Begriff fiel, so verstehe ich die Rede des Papstes, zielt auf die Überzeugung Benedikts XVI., dass höchste Wachsamkeit geboten ist, die Dinge der Öffentlichkeit und des Staates nicht mit denen der Kirche zu verwechseln und umgekehrt. Gerade angesichts des komplexen Staat-Kirche-Verhältnisses in Deutschland steht dahinter die geistliche und theologisch bestimmte Herausforderung, sich klar von einem explizit kirchlichen Standpunkt aus zur Zivilgesellschaft wie auch zum Staat zu verhalten und gleichzeitig der aus der Theologie des Johannes stammenden Mahnung eingedenk zu sein, dass wir Christen in der Welt leben, aber nicht von der Welt sind. Bei den gemeinsamen Anliegen, um die es Staat und Kirche in der Militärseelsorge geht, ist immer darauf zu rekurren, dass der Staat die Militärseelsorge aufgrund seines eigenen Selbstverständnisses gemäß des Grundgesetzes ermöglicht, indem er seinen Bürgerinnen und Bürgern an jedem Ort ihrer Tätigkeiten die Religionsfreiheit sichert und damit die Ausübung der Religion. Gleichzeitig verweist der Staat von sich aus auf die Präambel des Grundgesetzes, dass sich das deutsche Volk „in Verantwortung vor Gott“ und den Menschen dieses Grundgesetz gegeben hat, das sich darum in allen Teilbereichen des staatlich differenzierten Gefüges verwirkliche. Von Seiten der Kirche ist klar, dass sie überall dort ist, wo Menschen sind und Katholiken ein Recht auf Seelsorge und alle Formen der entsprechenden Begleitung haben. Als Kirche unterstützen wir ein soldatisches Selbstverständnis aus dem Glauben angesichts der Individualisierungen und Pluralisierungen der Wertorientierung innerhalb des Staates und unserer Zivilgesellschaft auf dem Hintergrund des Evangeliums, des Lehramtes der Kirche und unserer Tradition. Es geht deutlich darum, die Soldaten als Diener des Friedens und der Wahrung der Gerechtigkeit zu verstehen und darum am Ziel eines umfassenden ethischen Bildungsprozesses, der die Religion einschließt und zugleich aufgrund unserer naturrechtlichen Begründungen Bedeutsamkeit für alle hat, festzuhalten. Die Kirche hat damit nicht unwesentlich auch Anteil an der Integration der Streitkräfte in unserer Gesellschaft und trägt zum Bestehen der Bundeswehreinheiten im beschriebenen ethisch und rechtlich verfassten Rahmen bei. So kann sie nämlich ihre Stimme in den gesellschaftlichen Diskussionen zu Frieden, Gerechtigkeit und Sicherheit nicht nur zu Gehör bringen, sondern in der Begleitung von Menschen konkret



machen und intensivieren. Dabei geht es darum, die verschiedenen politischen und gesellschaftlichen Akteure daran zu erinnern, dass sie ihre Verantwortung für die Wahrung und Mehrung des Gemeinwohls, sowohl konkret vor Ort, als auch in der Welt unbeirrt verfolgen und Anwälte für diese Sache sein müssen. Gemäß des Mottos der 51. Woche der Begegnung im Kloster Untermarchtal kann ich darum das so kurz skizzierte Verhältnis von Staat und Kirche folgendermaßen beschreiben: „Kirche unter Soldaten – anwesend, bekennd, wirksam“.

## VII.

„Den Wandel gestalten“. Perspektiven für eine Pastoral 2020 in der Katholischen Militärseelsorge, so lautet die Überschrift über unserer diesjährigen 56. Gesamtkonferenz der katholischen Militärgeistlichen, Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten. Die Kirche unter den Soldatinnen und Soldaten ist dabei ein Ort, an dem oft unter heutigen Bedingungen und mit großer politischer wie gesellschaftlicher Verantwortung Perspektiven entwickelt werden, die für die Gesamtheit von Bedeutung sind. Es geht darum, Kirche in der Situation einer zunehmend radikalen Glaubensdiaspora aus tiefen geistlichen und theologischen Gründen als Baustelle des Heiligen Geistes zu verstehen, von der uns Paulus in seiner Theologie des ersten Korintherbriefes Wesentliches mitteilt. Es geht darum, dem missionarischen Auftrag Jesu Christi selbst gerecht zu werden und darum, wie wir deutschen Bischöfe es bei der Auftaktveranstaltung zum Dialogprozess der Deutschen Bischofskonferenz in Mannheim genannt haben, „im Heute zu glauben“. Unserer Verantwortung in einer freien Gesellschaft, der Verehrung Gottes wie auch den bezeugenden Perspektiven unseres Glaubens in unserer Welt Raum zu schaffen, können wir unter den ausgeführten Zielrichtungen näher kommen, geht es doch darum, in der Gemeinschaft der Kirche neue Zeugniskraft zu gewinnen, Auskunft über den Grund unserer Hoffnung und Zeugnis für das Geschenk der Gegenwart, d. h. der Gnade und Liebe Gottes Jesus Christus zu geben, die die Grundlage allen Lebens, des Einzelnen und im Miteinander, ist. Es geht, um mit einen geistlichen Gedanken zu schließen, darum, das zu leben, was die Theologie mit den Begriffen der „Freunde Jesu“ und „der Freundschaft“ meint. Diese Begriffe gehören unter den heutigen Bedingungen für mich zu den faszinierendsten und gleichzeitig praktisch fruchtbarsten, um dem gemeinschaftlichen Charakter unseres Seins und Tuns eine Lebensform zu geben, die Bestand haben kann und den jeweils Einzelnen reiche Entfaltungsmöglichkeiten bieten. Freundschaft zu pflegen ist eine Form von Spiritualität, die Beziehungen zu unterschiedlichsten Menschen einschließt und zugleich eine im Glauben

geformte und ständig ringende Persönlichkeit braucht. Es geht darum, in diesem Sinne Freundschaft mit den Soldatinnen und Soldaten und allen in der Bundeswehr Tätigen, mit dem politischen und gesellschaftlich relevanten Raum zu pflegen. Ebenso geht es um Freundschaft mit Glaubensfernen, mit Suchenden und Zweifelnden wie aber auch mit Mitgläubenden, Familienangehörigen, in der Ökumene. Echte Freundschaft ist immer eine Einladung zum Mitgehen mit denen, die sich uns anschließen wollen. Freundschaft im Teilen dessen, was uns im Glauben trägt, trägt dazu bei, selber froh zu werden und entlastet zu sein, also gestärkt durch diese Freundesgemeinschaft mit Gott durch Jesus Christus und den Menschen, „unsere Zeit als eine Zeit zur Aussaat“ anzunehmen. Wir bringen das Saatgut des Glaubens in die Erde unserer konkreten Welt, um ein Bild des Evangeliums zu benutzen, das eines Tages aufbrechen und wachsen wird. Wir dürfen die Keime begießen, die schon gepflanzt sind in der Gewissheit, dass sie eine weitere Verheißung von Wachstum in sich tragen. Diese Gewissheit und dieses Gefühl befreien. Sie machen uns fähig, dass zu tun, was uns möglich ist und es sehr gut zu tun. Alles mag unvollkommen sein, aber es ist ein Beginnen. Ein Schritt auf dem Weg, eine Gelegenheit für Gottes Gnade. Auf diesem Weg bin ich Ihnen, liebe Mitbrüder im geistlichen Amt, liebe Schwestern und Brüder im Glauben, als Ihr Militärbischof verbunden, unterstütze Sie und darf Sie senden. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.